## Ein Frauenherz.

Von E. Krickeberg.

Ein stürmischer, unfreundlicher kalter Vorfrühling. Jagende Wolken am grauen Himmel, trübselige Wasserlachen auf der Erde, die Knospen an Baum und Strauch noch fest in ihren braunen Mantel gehüllt, aber in der Luft doch schon Frühlingsduft — der herbe Würzgeruch kommenden neuen Lebens.

Eine ältliche Frau geht hurtig die Straße entlang, sorgsam im Schutz der hohen Häuser. Sie ist schmal und dünn, wie ein Schatten, und wenn sie an den freien Ecken mit dem sie jäh überfallenden Sturm kämpft, meint man, daß es nur guter Wille von ihm ist, wenn er sie nicht hinwegweht, wie ein welkes Blatt, vielleicht auch Ritterlichkeit oder Respekt, wie man es nehmen will. Es liegt eine in sich gefestigte ernste Ruhe über dem Gesicht der Frau; trotz aller Unscheinbarkeit ist viel Würde über ihre Erscheinung gebreitet und aus dem stillen, tiefen Blick der dunklen Augen spricht die herbe Keuschheit eines in Ehren alt gewordenen Mädchens.

Die dürre gebrechliche Gestalt hoch aufgerichtet, schreitet sie, unbeirrt vom Sturm, der an ihren Kleidern zerrt und Staubwolken in ihr Gesicht weht, kaum rechts und links blickend, ihren Weg.

Er führt sie durch eine erst im Entstehen begriffene Gegend der großen Stadt.

Eine Anzahl Miethskasernen steht schon fix und fertig und bis unter den Dachfirst bewohnt. Andere sind noch im Bau begriffen: hier wird der Grund ausgeschachtet, dort richtet man die Mauern auf, an anderer Stelle wird dem bereits fertigen Rohbau das Dach aufgesetzt. Eine außerordentliche Bauthätigkeit hat sich mit dem beginnenden Frühling hier entwickelt, ein ganz neuer Stadttheil wächst gewissermaßen über Nacht empor.

Die Frau bleibt einen Augenblick stehen und hält Umschau. Sie findet sich kaum noch zurecht in dieser ihr bis vor kurzem noch so wohl bekannten und nun mit einem Schlage fremd gewordenen Gegend. Und während sie aufblickt, tritt ein Zug von Unruhe und Trauer in ihr blasses Gesicht.

Hier haben sich bis in die jüngste Vergangenheit weite, wohlgepflegte, schattige Gärten entlang gezogen mit kleinen freundlichen Villen mitten im Grün. Ein einziger großer Park das Ganze, ein Idyll in unmittelbarer Nähe des geräuschvollen Treibens der Stadt — und jetzt streckt der Riesenpp bis hierher seine Fänge aus, das lebendige Grün in seiner steinernen Umarmung zu ersticken.

Sie fröstelt, zieht ihr fadenscheiniges Mäntelchen fester um ihre Gliedern und geht weiter, den Kopf gesenkt.

Plötzlich überfällt sie wieder der Wind von seitwärts mit erneuter Macht. Sie ist an eine Lücke in der Häuserflucht gekommen, wo die Bauthätigkeit noch ruht, an einen großen Park, in dem man eben erst dabei ist, die herrlichen alten Bäume zu fällen, das Buschwerk auszurotten, die malerischen Wasserläufe zuzuschütten — mit heißem Bemühen ein kleines Paradies in eine Steinwüste zu verwandeln.

Sie steht wie erstarrt und schaut auf die Verwüstung. In ihrem Gesicht spiegeln sich Schmerz und Zorn und im Auge eine herbe Enttäuschung.

Ganz im Hintergrunde des der Zerstörung anheim gefallenen Parkes steht noch die Villa, ein einfacher griechischer Bau mit Portikus und mythologischem Skulpturenwerk im Tympanon. Steif beschnittene Taxus- und Lorbeerbäume auf dem Rasenparterre vor der Thür, dicke Buchsbaumeinfassungen um die Beete.

Freundlich und malerisch hatte das Haus mit seinen blanken Fensteraugen in's Grüne geblickt, trotzdem es schon lange nur noch im Sommer einige Wochen benutzt wurde, jetzt wohnt in den öden Fensterhöhlen das Grauen und die schon ihrer Bekleidung beraubten Dachsparren strecken sich wie dürre Arme dem Himmel entgegen.

Die Augen des alten Fräuleins irren mit einem hilflosen Ausdruck umher, bis sie an der Stelle haften bleiben, an der der gefällte Stamm einer imposanten Buche neben seinem noch in der Erde steckenden gewaltigen Wurzelstock am Boden liegt. Der Baum muß ein Riese unter seinesgleichen gewesen sein und kerzengerade in die Luft gerragt haben, stolz und fest wie für die Ewigkeit gepflanzt, und mit seiner grünbemoosten Rinde ehrwürdig wie ein Greis im Silberhaar. Jetzt liegt er zerschmettert am Boden, kalt berechnender Spekulation zum Opfer gefallen wie die ganze Herrlichkeit ringsum.

Es beginnt zu dämmern, die Arbeiter sind gegangen. Still und todt liegt der verödete Park im grauen Licht. Kein Mensch ringsum.

Da gleitet die dunkle Gestalt einer alten Frau wie ein Schatten über den aufgewühlten Boden, zwischen Steinen und Holzstapeln, gefällten Bäumen und entwurzelstem Gesträuch bis zur Buche am Rande des Gebüsches vor der Villa, der mit seinen verwitterten Sandsteinamoretten und den düsteren Taxuspyramiden noch unberührt geblieben ist. Im Sterben noch machtvoll, breitet sich die Riesenkrone des Baumes weithin über den Boden, strotzend in Saft und Kraft, die braunen Blattknospen von jungem Leben geschwellt, ein ergreifender Protest gegen die brutale Vergewaltigung, mit der man bereits begonnen hat, den unteren Theil des Stammes in große Kloben zu zerlegen.

Von der Rinde entblößt, liegen sie wie bleichende Todtengebeine eines Riesenthieres der Vorzeit neben dem Mutterstamm.

Die dunkle Gestalt bückt sich und wühlt mit zitternden Händen in den Spähnen auf der Erde — sie wühlt und sucht — und endlich hat sie gefunden: ein Rindenstück, auf dem die Buchstaben R und G eng verschlungen und von einem Herzen umrandet, deutlich zu lesen sind.

Sie müssen schon vor langer Zeit dem Buchenstamme eingeschnitten worden sein, denn wie wulstige Auswüchse markiren sie sich, rissig und schrundig an den Rändern, gleichsam verknorpelt.

Sie schaut darauf herab. Es leuchtet seltsam in ihren Augen und die eingesunkenen Lippen zittern leise. Dann gleitet ihr Blick langsam, abschiednehmend über den ganzen einsamen Park, der in seiner trostlosen Verwüstung vor ihr liegt, als habe ein Erdbeben hier gewüthet und das Oberste zu unterst gekehrt.

In ihr Antlitz haben sich tiefe Furchen gegraben, ihre Haltung ist zusammengesunken. Mit ihrem fahlen Gesicht und der zarten Gestalt in den schwarzen Gewändern gleicht sie einem Schemen, der sein Grab verlassen hat, um auf den Trümmern seines einstigen Glücks vergangenen Seligkeiten nachzutrauern.

Bis zu ihrer langwierigen, schweren Erkrankung im letzten Winter ist sie fast täglich am Park vorübergegangen; viele Jahre hat sie sich im Sommer an seinem herrlichen Grün erquickt, und im Winter an der malerischen Schneelandschaft. Geliebt hat sie ihn wie ein persönliches kostbares Besitzthum und nicht mehr vom Leben verlangt, als diese bescheidene Freude. Und nun, da sie vom Tode zu neuem Dasein erstanden ist — gegen ihren Wunsch, aber mit dem alten tapferen Muth — da sie sehnsüchtig geharrt hat auf Lenzesgrün und Sonnenschein, da muß sie erkennen, daß auch dies stille Glück aus ihrem Leben geschieden ist.

Sie kann es nicht hindern, daß die Bitterkeit in ihr aufsteigt. Hastig richtet sie sich empor, schiebt das Rindenstück unter ihren Mantel und will gehen.

In demselben Augenblick ist ein Herr um die Hausecke geschritten gekommen, ein hoher, breitschultriger, wohlbeleibter Mann mit noch frischem Gesicht trotz des bereits ergrauten Haupt- und Barthaares, ein wohlkonservirter Sechziger, dem man seine Jahre nicht anmerkt.

Stattlich aufgerichtet, den Stock mit der silbernen Krücke unter dem Arm, die Hände in den Ueberziehertaschen, kommt er daher geschlendert, um im Vorübergehen einen Blick auf die Fortschritte der Arbeiten im Park zu werfen.

Das ist der ehemalige Besitzer des Gartens mit der griechischen Villa. Er hat das ganze Grundstück einer Baugesellschaft zu Spekulationszwecken verkauft — ihm ist es nicht unersetzlich — und baares Geld lacht.

Sie hat ihn sofort erblickt, und es ist, als ob ein Schlag durch ihren Körper ginge. Wie in den Boden gewurzelt steht sie da und starrt ihm entgegen.

Er ist sehr kurzsichtig, sieht nur die Umrisse einer menschlichen Gestalt vor sich und meint, da sei ein Holzdieb.

Während er sein Augenglas vom feuchten Niederschlag der Abenddünste reinigt und aufsetzt, schreitet er auf die dunkle Gestalt zu, und nun erkennt er eine Frau in ihr.

„Was machen Sie hier?" fragt er, nicht unfreundlich — rein geschäftsmäßig. Was mit dem Holze geschieht, ist ihm gleichgültig.

Keine Antwort.

Befremdet blickt er die Frau scharf durch die Brillengläser an. Er steht jetzt dicht vor ihr, und irgend etwas an ihr frappirt ihn... Kennt er die Person vielleicht? Aber er ist nicht imstande, sich zu erinnern, wo er je mit ihr zusammengetroffen sein könnte.

Warum starrt sie ihn so unverwandt an und antwortet nicht? — Eine Unverschämtheit... Nein, die da ist nicht unverschämt! So ein feines trauriges Gesicht — so viel bescheidene, aber unnahbare Würde in Blick und Haltung.

„Wenn Sie vielleicht etwas Holz haben möchten — nehmen Sie immerhin, es kommt auf ein paar Spähne nicht an."

Er hat es unter dem Eindruck dieses Gesichtes und dieser Augen ganz freundlich gesagt, aber um ihren Mund zuckt es bitter verächtlich. Ihr Blick ist aufgesprüht und ein mattes Roth in ihr Antlitz gestiegen.

„Ich danke!" sagt sie kurz und knapp, wendet sich und geht. Er sieht verblüfft und sieht einen dunklen Schatten langsam in der Dämmerung verschwinden.

Wer war diese seltsame Person mit der vornehmen Art und dem dürftigen Aeußern? — Wo ist ihm dies Aufsprühen im Blick schon begegnet?

Er weiß jetzt sicher, diese noch immer schönen, tiefen, ernsten Augen hat er schon einmal gekannt — aber sein Leben ist lang gewesen, und viele Frauen haben eine Rolle in ihm gespielt.

Die Ungewißheit quält ihn. Er grübelt mit Anstrengung, während er den Weg, den er gekommen ist, zurückschreitet.

Der Wind, der zur Ruhe gegangen schien, erwacht mit erneuter Gewalt. Aus dem offenen Giebelfenster der Villa flattern die Vorhänge, die man da vergessen hat, wie weiße Fahnen in der Luft. Er blickt unwillkürlich hinauf und da — urplötzlich weiß er, wer die Frau gewesen ist. Wie ein Blitz ist ihm die Erkenntniß gekommen.

Da oben hat sie gewohnt; über denselben Kiesweg hier ist sie geschritten viele hundertmal — das schöne, schlanke, feingliedrige junge Geschöpf .... auf dem Rasen dort haben sie zusammen Ball gespielt — und unter der Buche....

Er fühlt sich plötzlich unbehaglich, knöpft fröstelnd den Ueberzieher über der Brust zu und verläßt raschen Schrittes die Stätte peinvoller Erinnerungen. —

Das alte Fräulein sitzt in ihrer kleinen Vorstadtwohnung fünf Treppen hoch unter dem Dach und arbeitet emsig an einer Uebersetzung aus dem Englischen. Sie hat viel nachzuholen, die lange Krankheit hat Geld und Zeit gekostet, mehr, als sie von beiden entbehren kann.

Draußen in der Welt scheint sieghaft heiter die Lenzsonne, und ein Strahl von ihr hat sich in das Zimmer des alten Fräuleins verirrt und zeichnet einen goldigen Balken über die Manuskriptblätter.

Sie sieht ihn an und lächelt, läßt ihn auf ihre bleichen Finger fallen und nickt wehmüthig, als sie sieht, wie durchsichtig sie sind. Dann hebt sie den Kopf und ihre Augen haften an einem knorrigen Stück Buchenrinde, das auf dem Tischchen in der Ecke mitten zwischen einem schönen alten Glase und einer antiken Tasse aus Meißener Porzellan — theuren Angedenkens — liegt... Ein schroffer Gegensatz.

Warum denn nicht? — denkt sie. — Ist's im Leben etwa anders, werden da immer alle Kontraste harmonisch ausgeglichen? — Er, der reiche Mann, in Wohlleben und behaglichstem Seelenfrieden, vornehm, glatt und kalt wie Glas und Tasse — und ich, das unscheinbare, verwitterte, nutzlose, mißachtete Rindenstück — derselbe schreiende, unvermittelte Gegensatz.

Es klopft. — „Der Setzerjunge!" denkt sie erschreckt und ruft hastig: „Herein!" — Aber im Rahmen der Thür erscheint nicht das frische, kecke Bubengesicht — eine breitschultrige, stattliche Männergestalt füllt sie aus, und eine tiefe Stimme fragt verbindlich höflich, aber mit etwas unsicherem Klang:

„Darf ich eintreten?"

Sie erhebt sich schwerfällig, steht kerzengerade da, obgleich ihr die Kniee wanken, und sagt kurz und kühl:

„Sie kennen mich nicht?" fragte er, die Thür hinter sich in's Schloß ziehend.

„Gewiß kenne ich sie: Kommerzienrath Thomas".

„Sie muthmaßen, ich sei es, weil Sie mich gestern im Park trafen."

„Nein, ich weiß es! — ich habe nie aufgehört, Sie zu kennen, denn ich habe oft genug Gelegenheit gehabt, Sie zu sehen die Jahre über."

„Sie — mich?... Aber ich habe doch niemals Sie..."

„Das glaube ich! — Wenn ich draußen an Ihrem Park vorüberging, konnten Sie das selbstverständlich nicht wissen — und mein Weg führte mich oft da vorbei, der Ihre Sie aber sicher niemals in meine Region."

Sie spricht ganz ruhig, ganz gleichmüthig kalt und ihre Miene ist so unnahbar, wie im ersten Augenblick. Das verwirrt ihn, er hat sich viel eher auf eine Szene gefaßt gemacht.

„Und ich habe erst auf der Polizei nach der Adresse des Fräulein Polzin recherchiren müssen", sagte er in verlegener Hast.

Sie zuckte die Schultern.

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich sehe, Sie schreiben..." weicht er aus.

„Ich fertige Uebersetzungen an, seitdem ich nicht mehr unter fremde Leute gehen kann und mag."

Wie sie da beide nebeneinander stehen, würde Niemand ahnen können, daß die Frau mehr als zehn Jahre jünger ist als der Mann, eher könnte man das Gegentheil muthmaßen.

„Uebersetzungen?" wiederholt er in derselben Verlegenheit. „Bringt denn das genügend ein..."

Sie muß lächeln. „Nicht viel, aber so viel doch, wie ich zum Leben brauche."

Er sieht den Spott in ihren Mienen — — da nimmt er sich zusammen.

„Lassen Sie uns doch nicht Verstecken miteinander spielen, Regina", sagte er eindringlich, „das ist unserer nicht würdig. Geben Sie mir doch wenigstens die Hand und bieten Sie mir einen Sitz an! — — Wollen wir uns denn während der ganzen Unterredung so steif gegenüber stehen?"

„Ich wüßte nicht, zu welchem Zweck wir eine lange Unterredung mit einander haben sollten — — — aber, bitte, nehmen Sie Platz."

Sie bietet ihm einen Stuhl an.

Ihre Bewegungen haben noch immer eine weiche Anmuth und die innere Erregung hat den welken, feinen Zügen einen Schimmer der ehemaligen Schönheit verliehen.

Sie sitzt ihm gegenüber, aber in steif förmlicher Haltung. Man sieht, sie erwartet, daß die Unterredung schnell zum Ende kommt.

Er beginnt stockend, die Worte wägend. Die Verständigung mit ihr hat er sich so viel leichter vorgestellt. Dieser Frau da vor ihm wagt er gar nicht mit seinem Anliegen zu kommen.

„Ich... ich habe Sie gestern beleidigt — — aber glauben Sie mir, das ist unabsichtlich geschehen! Ich kannte Sie nicht und ich dachte... ich...."

Sie läßt ihn erst einen Augenblick sich abmühen, ein Wort zu finden, ehe sie ihn unterbricht.

„Sie dachten, ich wollte Holz stehlen! So weit ist's, gottlob, noch nicht mit mir, aber ich nehme es Ihnen trotzdem nicht übel. Sie waren ja sogar so liebenswürdig, mich in meinen Diebesgelüsten unterstützen zu wollen, und ich müßte Ihnen dankbar sein, wenn Ihre Freundlichkeit wirklich meiner Person zugedacht gewesen wäre."

„Sie sind bitter, Regina."

„Nein, vielleicht nur ruhiger — gerechter, als Sie mich zu finden gehofft haben."

„Gerecht?" fragte er zweifelnd.

„Ehe ich darauf antworte, muß ich erst hören, was Sie zu mir führt."

„Der Wunsch, Ihnen beizustehen," ruft er lebhaft, und aus seinen Mienen, seinem ganzen Wesen spricht deutlich derselbe Wunsch. Sie sieht es und weiß auch, daß er aufrichtig gemeint ist — — Georg Thomas ist immer ehrlich bis zur Rücksichtslosigkeit und gutmüthig bis zum Leichtsinn gewesen — — einer jener sogenannten „guten Menschen", die leicht mehr Unheil stiften, als die schlimmen.

„Ich wüßte nicht, in welcher Beziehung Sie mir beistehen könnten — wenn Sie mir nicht etwa ein Almosen anbieten wollen."

„Regina!" fährt er auf.

Sie erhebt sich und steht vor ihm unerschüttert.

„Damals, vor etwa dreißig Jahren, waren Sie schon gerade so menschenfreundlich wie heute, da haben Sie der jungen Waise, die bei Ihrer guten Mutter einen Zufluchtsort gefunden hatte, auch Almosen gereicht — verschwenderisch. Ja sich selber wollten Sie ihr zum Opfer bringen und haben damals wohl auch wirklich daran geglaubt. Aber als das unerfahrene junge Ding vertrauensvoll genug war, zu meinen, daß der Sohn ihrer Wohlthäterin nicht fähig sein könnte, ihre Verlassenheit zu seinem Vortheil auszubeuten, und das Opfer dankbar seligen Herzens annehmen wollte — — da fand es sich, daß Sie schon ältere Verpflichtungen hatten, von denen Sie nicht loskamen....! Wer kann mir sagen, daß Sie das Holz in Ihrem Garten nicht auch bereits anderweitig vergeben haben?"

Er sitzt in sich zusammengesunken vor ihr, das blühende Gesicht erblaßt, in den gutmüthig heiteren Lebemannsaugen einen unsicher verlegenen Blick.

„Sie sagten vorhin, Sie seien gerecht," bringt er hervor. — — „Nennen Sie das gerecht? — Sie wissen, daß ich Sie wirklich lieb gehabt habe....."

„Ich habe bis jetzt die nackte Thatsache klargestellt — nun sollen Sie mein Urtheil darüber hören: Sie haben mich geliebt, wie Sie vor mir und nach mir manche Frau geliebt haben, mit den Augen und Sinnen. — Nun, das war immerhin Ihr gutes Recht, aber daß Sie in dem Schützling Ihres Hauses dieselben Gefühle und daraus entstehenden Zukunftshoffnungen zu erwecken trachteten, deren Consequenzen Sie nicht tragen wollten und konnten, das war schlecht von Ihnen — — mehr als das, es war niedrig! — — Und als ich heimlich aus Ihrem Hause floh, in das bald eine junge Frau ihren Einzug halten sollte, beherrschten mich Verbitterung und Groll gegen Sie ganz und gar.

Im Laufe der Jahre, in oft recht schweren Stellungen unter fremden Menschen habe ich einsehen gelernt, daß das, was Sie gethan hatten, nicht schlimmer war, als was eine ganze Anzahl anderer junger Leute aus Ihren Kreisen auch thut — Amüsement suchen! — Ihnen war's ein Scherz, ein Zeitvertreib gewesen — ich aber hatte es für bitteren Ernst genommen. Sie waren ein Durchschnittsmensch, und ich hatte Sie für ein Ausnahmewesen gehalten — das war mein eigener Fehler! — Für die Thorheiten eines anderen sind Sie nicht Rechenschaft schuldig."

Er zuckt empor. „Und Sie glauben wirklich, daß meine Liebe zu Ihnen nichts weiter gewesen ist?"

Sie lächelt mit leiser Ironie, die ihm das Blut in die Stirn treibt.

„Nein — ein Zeitvertreib und eine Schmeichelei Ihrer Eitelkeit."

„Und ich hätte nicht gelitten, als Sie so plötzlich verschwunden waren?"

„Reden Sie doch nicht von leiden!" Das „Sie" klingt scharf betont, und es ist, als ob sich die schmale Gestalt noch straffer aufrichtet. „Gewiß, es war eine kurze Zeit lang öde für Sie, daß das Amüsement ausblieb — solch ein Interregnum bis zur nächsten Liebschaft ist für einen Lebemann immer fatal!"

Er will sie unterbrechen, sie hebt gebieterisch abwehrend die Hand. Hart und kalt fährt sie fort:

„Ich gehöre nicht zu den Frauen, die auf der einen Seite gern die Rechte der Männer theilen und auf der anderen die Vorzüge des „schwachen" Geschlechts genießen möchten, ich stehe für meine Handlungen allein ein. Mitleid ist eine Beleidigung für mich. Daß ich mich von Ihnen bethören ließ, ist meine eigene Schuld, wegen deren ich mich mit mir allein auseinandersetze. Zwischen mir und meinem Gewissen ist kein Platz für Fremde."

„Sie sind sehr stolz, Regina," stößt er hervor.

„Ah — Sie haben gemeint, eine verkümmerte, von Herzweh geknickte und verbitterte alte Jungfer in mir zu finden, der gegenüber es ein Leichtes für Sie sein würde, sich von dem lästigen Gefühl einer Verpflichtung loszukaufen und obenein noch den großmüthigen Wohlthäter zu spielen! .... Oh, ich kenne Ihr gutes Herz! Sie würden mir mit Freuden ein Jahrgeld aussetzen, mich in ein Spittel einkaufen und sich auch noch bereit erklären, dermaleinst mein Begräbniß zu bezahlen.... Sie sind als großer Wohlthäter der Armen bekannt, Herr Kommerzienrath."

Er springt auf. „Sie wissen grausam zu treffen, Regina! — Jedes Wort ein Nadelstich! — Ich bin vor allen Dingen gekommen, mit dem ehrlichen Wunsch, Frieden mit Ihnen zu machen."

„Frieden? — Haben wir uns je gezankt? — Habe ich Ihnen auch nur eine einzige Szene gemacht? — Ein Wort des Vorwurfs gesagt? — Ich bin still aus Ihrem Gesichtskreis verschwunden, als meine Zeit vorüber war — können Menschen friedlicher auseinander gehen?"

„Sie haben mir gezürnt — und selber gelitten."

Da hebt sie den Kopf mit einer zornig stolzen Bewegung. „Weil ich mich von Ihnen hatte betrügen lassen?.... Sie schätzen sich zu hoch ein, Georg Thomas! — Ich habe allerdings gelitten, aber nur, weil ich mich vor mir selber schämte. — Ich kann Ihnen wirklich nicht den Gefallen thun, dem Ruhmeskranz Ihrer Unwiderstehlichkeit einen Lorbeerzweig hinzuzufügen."

Sie sieht ihn mit den noch immer schönen Augen ruhig, fest an. In ihrem Gesicht zuckt keine Miene. Aber dies blasse, müde Gesicht spricht von still getragenem Leid und schweren Lebenstagen, und die königliche Haltung des von Entbehrungen ausgezehrten Körpers kann über die Dürftigkeit der Kleidung und die Aermlichkeit der Umgebung nicht hinwegtäuschen. Er sieht, sie könnte recht sehr eine theilnahmsvolle Hilfe brauchen — aber eher würde sie verhungern und im Elend verkommen, ehe sie das Geringste von ihm nehmen würde. — Er sagt sich, daß sie den Park nicht betreten und die Stelle unter der Buche, wo sie ihre schönsten Stunden zusammen verlebten, nicht aufgesucht haben würde, wenn wirklich die Vergangenheit so völlig todt in ihr wäre — doch keine Macht der Erde könnte ihr dies Geheimniß abringen.

Ihm ist ganz verzweifelt zumuthe. Gemüthserschütterungen liebt er nicht und Rührszenen sind ihm ein Greuel. Er hat sich vor ihnen gefürchtet, als er hierher gegangen ist, und jetzt gäbe er ein Jahr seines Lebens darum, wenn sie sich weich und zugänglich finden ließe.

Georg Thomas hat ein reich bewegtes Leben hinter sich. Seine frostige Ehe ist ihm kein Hinderniß gewesen, die Liebe zu suchen, wo sie sich ihm bot. Sorgen hatte er sich allezeit wenige gemacht, zu den wenigen aber gehörte das Bewußtsein, an dem jungen, einsam in der Welt stehenden Schützling seiner Mutter perfid gehandelt zu haben. Alle die Jahre hindurch hat es als disharmonischer Unterton die heitere Melodie seines Daseins begleitet, oft lange Zeit geschwiegen, um plötzlich wieder durch irgend eine Erinnerung geweckt zu werden.

Es hilft ihm nichts, daß er sich eingestehen darf, keine Schlechtigkeit beabsichtigt zu haben. Er hat sie wirklich lieb gehabt, würde sie auch geheirathet haben, wenn die Verhältnisse nicht stärker gewesen wären, als er. Aber: „es ist niedrig gehandelt, Hoffnungen zu erwecken, die man nicht erfüllen kann" — hat sie gesagt, und es ist ehrlich genug, sich selber zuzugeben, daß sie recht hat.

Trotz seiner Fähigkeit, die Genüsse des Daseins nach Gefallen auszukosten, ist er sonst kein großer Sünder gewesen, schon deshalb nicht, weil Vorwürfe unbequem und störend sind und er Skrupel nicht liebt. Er hat es immer einzurichten gewußt, daß seine Vergnügungen nicht auf Kosten der Selbstachtung gingen. Um so lästiger ist ihm dieser eine schwere Vorwurf gewesen, und er hat mit der frohen Hoffnung den Gang hierher angetreten, sich, wie sie ganz richtig erkannt hat, auch von ihm auf irgend eine Weise loskaufen zu können.

„Eine hochachtbare, fleißige, stille Person, die sich von schriftlichen Arbeiten kümmerlich nährt," hatte man ihm auf der Polizei von ihr gesagt. — Würde die nicht glücklich sein, ihren Lebensabend sichergestellt zu sehen? — nicht durch Almosen, Geld ihr bieten zu wollen, daran hat er vorläufig noch gar nicht gedacht, damit thut sie ihm Unrecht — er kennt ihren Stolz ja zur Genüge. Er hat sich überhaupt keinen Plan gemacht, vor allen Dingen wollte er sich mit ihr aussöhnen, ihre Verzeihung erlangen. Das andere würde sich finden.

Schon seine Theilnahme, das Bewußtsein, eine Stütze in der Nähe zu haben, müßte der Einsamen werth sein, hat er gemeint, und nun muß er hören, daß sie sich vollkommen allein genügt und daß sie ihm nichts zu verzeihen hat, weil er ihr viel zu sehr der leichtfertige, genußsüchtige Dutzendmensch ist, als daß sie ihm den Vorzug einräumen würde, ihm zu zürnen.

Zu den Selbstvorwürfen sind noch Demüthigung und Beschämung gekommen. — Er weiß, von jetzt an wird er den Gedanken an sie erst recht als eine Last auf der Seele mit sich herumtragen, sein Leben lang. Sie hat sich viel empfindlicher an ihm gerächt, als sie es durch die schlimmsten Beschuldigungen hätte thun können. In ihrer Tapferkeit und Lauterkeit, ihrem hochgemuthen Stolz ist sie himmelhoch vor ihm emporgewachsen, er kommt sich mit all' seiner Selbstherrlichkeit und Lebensklugheit verloren neben ihr vor wie ein Zwerg.

„So hätte ich also hier nichts mehr zu thun?" fragt er langsam mit einem Ton bitterer Enttäuschung und Muthlosigkeit.

„Ich wüßte nicht...."

„Leben Sie wohl, Regina."

Er will ihr die Hand reichen, aber sie sieht es nicht. Ihm voran schreitet sie zur Thür, öffnet sie und läßt ihn hindurchgehen.

„Leben Sie wohl!" Das klingt genau so frostig und unbewegt, wie sie die ganze Zeit über mit ihm gesprochen hat.

Sie steht hinter der geschlossenen Thür und lauscht auf die sich entfernenden Schritte. In ihren Augen ist jetzt ein fieberischer Glanz, ihre Hände zittern. Langsam tritt sie zum Tisch, auf dem das Rindenstück mit dem Herzen und den verschlungenen Buchstaben liegt. Sie betrachtet es mit hungrigen, sehnsüchtigen Blicken und plötzlich stürzen ihr die Thränen stromweis aus den Augen. — Sie preßt das letzte Erinnerungszeichen an das einzige Glück ihres Lebens an ihre Brust, Schmerz und Verzweiflung zwingen sie nieder, sie sinkt in die Knie — „Leb wohl — leb wohl...!"

### Gefährlich, aber lohnend.

Spanische Stierkämpfer beziehen in ihrem allerdings recht lebensgefährlichen Gewerbe Einkommen, die hinter denen berühmter Sänger und Sängerinnen, Schauspieler und Schauspielerinnen kaum zurückstehen. „Erste Schwerter", wie Mazzantini oder Gueritta beziehen Jahreseinkommen von $40,000 bis $50,000, welche die Ministergehälter und auch sonstige Einkommen in Spanien um ein Vielfaches übertreffen. Die großen Stierkämpfer sind allerdings Leute, die zwischen dem 25. und 35. Lebensjahre stehen, und auch zumeist in der angenehmen Lage sich als noch relativ recht junge Leute zu angenehmen Ruhe setzen können.

### Einen Posttag zu spät.

Der Schwätzer: Ach, sieh da, sieh da, lieber Freund, endlich nach langer Zeit trifft man dich wieder. Na, wie geht dir's denn, was hast du in der ganzen Zeit getrieben? Na, und vor allem, wo lebst du denn jetzt?

Der Stotterer: In In ... now ...

Der Schwätzer: Das freut mich, das freut mich. Na, und dein Geschäft geht gut, und deine liebe Frau ist wohl und dein kleines Töchterchen auch, wie heißt doch dein Töchterchen?

Der Stotterer: w ... raz ... law!

### Fabrikwaare.

Der Schriftsteller Vollblatt, einer jener Komplilatoren, die die Kunst ausüben, aus zwölf vorhandenen Büchern das dreizehnte zu machen, besucht einen berühmten Gelehrten.

„Höchst eigenthümlich, daß Sie bei Ihrem enormen Wissen gar keine Werke veröffentlichen."

„Die Naturen sind eben verschieden: ich stecke meine Bücher in meine Bibliothek; Sie stecken Ihre Bibliothek in Ihre Bücher!"

— Modern. Frau (zur Köchin): Daß das Kohlennachlegen auch Ihre Sache beim Kochen ist, das werden Sie doch wissen? Köchin: O bitte, da muß ich erst in unserm Contrakt nachsehen!

— Unter Schauspielern. A.: Hast Du gehört, was unserem Kollegen, dem Komiker, passirt ist? B.: Nein! A.: Meine Frau ist gestern Abend mit ihm durchgegangen.

## Der Tanz in Japan.

Auch im Leben des Japaners spielt der Tanz eine Rolle; aber man versteht unter „Tanzen" etwas vollständig anderes als wir im Abendlande. Der Tanz in unserem Sinne erscheint dem Japaner eher als eine Art Leibesübung, die er auf eine Stufe mit dem berühmten „Jiu-Jitsu" oder der alten Akrobatenkunst des „Dengaku" zu stellen geneigt ist. Während unser Tanz fast ganz aus rhythmischen Bewegungen besteht oder anmuthige Haltungen und Figuren darzustellen sucht, ist der japanische, wie überhaupt der ursprüngliche Tanz, durchaus pantomimischer Art, und er will in einer Folge von schönen Gesten ein historisches Ereigniß, eine sagenhafte Legende oder eine Szene aus dem Märchenschatz des Volkes zur Anschauung bringen. Charakteristisch für ihn ist eine weitgehende Ausdrucksfähigkeit und der stets stark betonte Gefühlscharakter.

In einem Lande, in dem seit Jahrtausenden eine im höchsten Maße ausdrucksvolle Gestikulation in Uebung ist, in dem alle Kunst sich zu einer bestimmten traditionellen Formensprache entwickelt hat, haben sich natürlich auch die Bewegungen und Gesten des Tanzes zu einer Komplizirtheit und zu einem Reichthum an Einzelformen entwickelt, deren Bedeutung nur einem Japaner selbst klar werden kann, während der Uneingeweihte nur schwer zu einem Verständniß dieser Formen des Tanzes und der Bedeutung jeder Geste gelangt. Wölbt der Tanzende z. B. die Hand über den Augen, so bedeutet dies, daß er weint; streckt er die Arme aus und blickt dabei eifrig [illegible] die von der Hand bezeichnete Richtung, so denkt er an jemand oder an etwas in einem fernen Land; kreuzt er die Arme auf der Brust und senkt er den Kopf, so will er andeuten, daß er in tiefes Nachdenken versunken ist.

Das sind nur die verhältnißmäßig leicht zu verstehenden Gesten; aber neben diesen gibt es andere so komplizirter Art, daß Fremde ihren Sinn überhaupt kaum begreifen können. Und doch bilden gerade diese durch eine lange Tradition entstandenen Gesten sowie zahlreiche Figuren, bei denen die Bewegung der langen Aermel und die besondere Verwendung des Fächers wichtig sind, die Hauptsache beim japanischen Tanz. Auch die Technik ist äußerst kunstvoll; aber die Stellung der Füße, die Haltung der Arme und Hände ist völlig verschieden von der beim europäischen Tanz. Am wenigsten wird dabei Gewicht auf die Füße gelegt; während sie bei uns die Hauptarbeit zu verrichten haben, gilt dem Japaner ihre Thätigkeit für untergeordnet. Trotz der äußeren Ruhe beim Tanz, der Leichtigkeit der Bewegung, für deren liebliche musikalische Wirkung nur fein entwickelte Sinne empfänglich sind und bei denen nichts den Gedanken an eine körperliche Anstrengung aufkommen läßt, ist eine sehr intensive körperliche Ausbildung erforderlich, ehe eine Vollkommenheit erlangt werden kann. In dieser Kunst wie in jeder andern bleiben die Japaner ihrem hohen künstlerischen Ideal treu, das sie dazu treibt, nach einer gründlichen Meisterschaft in der Technik zu streben, so daß jede künstlerische Leistung als mit größter Leichtigkeit, wie spielend hervorgebracht erscheint. Ihr Ideal ist die Kunst, die durch ihre eigene Vollkommenheit verborgen bleibt.

### Der unverbesserliche Vater.

Der kleine Hugo hat wegen einer schlechten Schulcensur vom Vater Prügel bekommen und ist heulend in sein Zimmer gelaufen. Nach einer Viertelstunde überlegt der Vater, daß er doch wohl etwas zu streng gewesen sei, und beschließt, die Sache wieder gutzumachen. Er begiebt sich also zu seinem Jungen und spricht:

„Sieh mal, Hugo, Du brauchst nicht gleich so schrecklich zu flennen, ich habe es gar nicht so schlimm gemeint; und das nächste Mal bringst Du mir eine anständige Censur, so alles ist wieder gut. Freilich, wenn Du mir wieder eine so ungenügende Censur bringst, oder gar eine noch schlechte wie heute — denn Du mußt doch wohl einsehen, die heutige war schlecht, elend, miserabel, gemein...."

Das Zorngefühl übermannt den Vater zum zweiten Male; ohne der guten Absicht zu erinnern, welcher er die Stube betreten, reißt er den Sprößling abermals um und thrashed ihn wieder tüchtig durch.

Später klagt Hugo der Mutter sein Leid: „Ach, Mama, daß Papa mich prügelt, wenn ich etwas verbrochen habe, das ginge ja noch, — aber sich nur die Kondolenzvisite verbitten möchte!"

— Kindermund. Liebe Anna, heute ist der Geburtstag deiner Großmutter; da muß du ihr Glück wünschen und den lieben Gott bitten, daß er sie uns gesund und recht alt werden läßt. Mama, da will ich doch den lieben Gott bitten, daß er sie jung werden läßt; alt genug ist sie schon.